

FRIEDENSPREIS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

Claudio Magris 2009

Kiefer 2008
Friedländer 2007
Lepenes 2006
Pamuk 2005
Esterházy 2004
Sontag 2003
Achebe 2002
Habermas 2001
Djebar 2000
Stern 1999
Walsler 1998
Kemal 1997
Vargas Llosa 1996
Schimmel 1995
Semprún 1994
Schorlemmer 1993
Oz 1992
Konrad 1991
Dedecius 1990
Havel 1989
Lenz 1988
Jonas 1987
Bartoszewski 1986
Kollek 1985
Paz 1984
Sperber 1983
Kennan 1982
Kopelew 1981
Cardenal 1980
Menuhin 1979
Lindgren 1978
Kołakowski 1977
Frisch 1976
Grosser 1975
Frère Roger 1974
The Club of Rome 1973
Korczak 1972
Dönhoff 1971
Myrdal 1970
Mitscherlich 1969
Senghor 1968
Bloch 1967
Bea/Visser 't Hooft 1966
Sachs 1965
Marcel 1964
Weizsäcker 1963
Tillich 1962
Radhakrishnan 1961
Gollancz 1960
Heuss 1959
Jaspers 1958
Wilder 1957
Schneider 1956
Hesse 1955
Burckhardt 1954
Buber 1953
Guardini 1952
Schweitzer 1951
Tau 1950

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Urkundentext

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2009

Claudio Magris

und ehrt damit den italienischen Literaturwissenschaftler,
Essayisten und Romancier, der sich wie kaum ein anderer mit
dem Problem des Zusammenlebens und Zusammenwirkens
verschiedener Kulturen beschäftigt hat.

In zahlreichen Werken erzählt er von der Vielfalt der Systeme und
Sprachen Mitteleuropas, von Eigentümlichkeiten und Gegensätzen. Erzählendes und
Reflektierendes, Faktisches und Fiktionales
verbindet Claudio Magris in seiner ganz eigenen literarischen Weise
und hebt dabei hervor, wie kreativ die Verschiedenheit sein kann,
wenn sie denn in ihrer Eigenart geachtet und beachtet wird.
Dies führt zu einem Verständnis, das ihn zu einem streitbaren Gegner
von Ausgrenzung und kulturellem Dominanzdenken gemacht hat.

Claudio Magris tritt für ein Europa ein, das nicht allein unter
ökonomischen Gesichtspunkten sein Selbstverständnis erreicht,
sondern seine geschichtliche und kulturelle Tradition und
Vielfalt bedenkt und darauf beharrt. Es ist das Verständnis
eines Humanismus des Einzelnen, der von der
mitteleuropäischen Kulturtradition abgeleitet ist
und wird dem gerecht, was Claudio Magris
„unser ironisches Gefühl für das Vielfältige“ nennt.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Der Vorsteher

Gottfried Honnefelder

Frankfurt am Main, in der Paulskirche
18. Oktober 2009

Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Begrüßung

Frieden versteht sich nicht von selbst. Er ist weder ein Geschenk der Natur, noch bloße Utopie. Wo er anzutreffen ist, entsteht er durch uns selbst als ein Resultat unserer *Kultur*. Und von Kultur sprechen wir da, wo sich unser Leben nicht im Kampf ums Überleben erschöpft, sondern zum Raum wird, in dem sich unser Geist entfaltet, wo das Mögliche eine Gestalt gewinnt und unser Handeln das gelungene Leben zum Ziel hat.

Als ein solcher Raum wird Kultur zu dem, was alle verbindet und miteinander leben lässt, was Orientierung, vielleicht sogar Heimat bietet. Doch Kulturen tun dies nicht ohne Preis. Sie treffen stets eine Auswahl aus dem menschlich Möglichen und finden ihr Eigenes durch Unterscheidung vom Anderen. Nicht selten waren und sind Kulturen da, wo sie aufeinander treffen, Anlass zu Abgrenzung und Streit. Ist dies das letzte Wort einer Kultur: Selbstbehauptung gegen Selbstbehauptung, Eigenes in Abgrenzung gegen das Fremde?

Wo sich diese Frage stellt – und sie begleitet die Kulturgeschichte bis heute, bis hin zur Vorkonferenz dieser Frankfurter Buchmesse 2009 für den Besuch Chinas –, da beginnt die Herausforderung, die mit dem Wort *Frieden* verbunden ist. Es ist die Frage nach der *Kultur im Umgang der Kulturen miteinander*. Wie kann das Aufeinandertreffen von Kulturen zu Begegnung und Austausch und nicht zu Abgrenzung und Streit werden?

Wie können sich Kulturen im Prozess solcher Begegnung zu größerem Reichtum entfalten? Wie können sie Fremdes aufnehmen, ohne das Eigene zu verraten?

Wenn es *ein* Medium gibt, das für eine gelingende Kultur der Kulturenbegegnung maßgeblich ist, dann ist es die *Sprache* und die *Literatur*. Sprache hat die erstaunliche Fähigkeit, nicht nur der eigenen Sicht der Dinge Ausdruck zu verleihen, sondern andere Sprachen und damit andere Sichten der Welt verstehen und in die eigene Sprache übersetzen zu können. Weil Verstehen und Übersetzen über

die Grenzen der Sprachwelten hinweg möglich sind, können sich ganze Kulturen füreinander öffnen und miteinander sprechen. Eben damit aber stoßen wir wieder auf das Wort vom *Frieden*. Denn nichts ist so wichtig auf dem Weg zum Frieden wie die Kunst, Kulturen füreinander zum Sprechen zu bringen – so temporär und zerbrechlich das am Anfang auch immer ist.

*

Es gibt Orte auf dieser Welt, wo diese Kunst, Kulturen für einander zu öffnen, unabdingbar für den Frieden ist, weil sie dort so viel unmittelbarer aufeinander treffen als anderswo.

Und es gibt Menschen, die diese Kunst wahrhaft beherrschen und dies mehr als alle anderen. Als einen solchen engagierten Dolmetscher und sprachmächtigen Interpreten der Kulturen begrüße ich den Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2009, Claudio Magris.

Claudio Magris' Ort ist Triest und es gibt nur wenige Orte in Europa, ja in der Welt, an denen sich Kulturen so hautnah begegnet sind und noch begegnen: sich füreinander öffnend und sich wechselseitig bereichernd, aber auch einander verdrängend und bitter bekämpfend. Jahrhunderte war Triest zu Österreich-Ungarn gehörig – die viertgrößte Stadt des Habsburger Reiches –, dann wurde es Teil Italiens, nach dem Zweiten Weltkrieg durchzog und trennte die Ost-West-Grenze Stadt und Region. Und wie ein Spielball zwischen den angrenzenden Mächten war Triest dazwischen immer wieder »Freies Territorium« oder »Autonomes Gebiet«. Erst seit der Aufnahme Sloweniens in die Europäische Union ist Triest wieder in die Mitte Europas gerückt und damit so etwas wie ein Symbol für die wichtigste Herausforderung des zusammenwachsenden Europa geworden, nämlich seine kulturelle Identität darin zu sehen, eine Kultur der einander begegnenden Kulturen zu entwickeln.

Wer wissen will, was das konkret bedeutet und wie das möglich ist, der muss Claudio Magris' Analyse des habsburgischen Mythos, seine Studien über Joseph Roth und E.T.A. Hoffmann, seine Reisebilder und Grenzbetrachtungen, seinen Essay

über »Triest«, seine Biographie über die »Donau« – wer schreibt schon eine Biographie über die Donau – oder seinen Roman »Blindlings« lesen. Wer da – meist an einem Tisch des Café San Marco in der Via Cesare Battisti in Triest – schreibt, ist ein genauer Beobachter, Philologe und Germanist, Schriftsteller und Poet, italienischer Nationalist und engagierter Europäer. Und was er schreibt, ist nicht geschichtsfernes Wunschdenken, sondern visionäre Zeitgenossenschaft. Denn er beschreibt, was möglich ist im sich neu zusammenfindenden Europa.

*

Die Kulturen Europas als eine Einheit zu begreifen – heißt das aber nicht, Feuer und Wasser, Luft und Erde miteinander zu verbinden? Auf welche kulturelle Identität kann sich denn die Suche nach der »Seele Europas« – wie Jacques Delors es genannt hat – beziehen? Vielleicht hat Jacob Burckhardt recht, wenn er Europas kulturelle Identität als eben die Fähigkeit interpretiert, das Widerstrebende zu verbinden. In Umkehrung der Formel von der *concordia discors*, mit der Horaz die Verbindung der vier widerstrebenden Elemente bezeichnete, sah Burckhardt Europas Seele in der Fähigkeit, sich als eine *discordia concors*, als eine *einige Uneinigkeit* zu verstehen und darin

seine kulturelle Identität zu finden. Sich füreinander zu öffnen, so sagt diese Formel, ohne das eigene zu verlieren, in der Begegnung die Bereicherung zu sehen und neue Formen der Verbindung des Heterogenen zu suchen, das wäre die kulturelle Identität, die Europa verbindet.

Europa hat über nicht wenige Kämpfe gelernt, in der Fähigkeit zur *discordia concors* einen Reichtum zu sehen und in diesem Reichtum sich selbst zu erkennen, und es hat diese Idee als Gestalt der Humanität über seine Grenzen hinaus bekannt und glaubhaft gemacht. Wollte man einen Fluchtpunkt für die Frankfurter Buchmesse und eine kulturelle Formel für Frieden finden, dann die Begegnung der Kulturen. Dass sie je neu zu finden ist und nicht ohne Spannungen verläuft, hat – wie gesagt – die Begegnung mit dem Gastland China erneut und heftig in diesem Jahr gezeigt.

*

Was möglich ist, so sagt das Werk unseres diesjährigen Preisträgers, ist ein Friede, der nicht dem Kampf und der Ausrottung, sondern der Begegnung der Sprachen und Kulturen entspringt. Deshalb freuen wir uns, Claudio Magris, den engagierten Visionär der kulturellen Identität eines zukünftigen Europa mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ehren zu können.

Petra Roth, Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main

Begrüßung

Wie jedes Jahr krönt die Vergabe des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels die Frankfurter Buchmesse, die Woche des Buches und der Literatur. Und was ist das Fazit der diesjährigen Buchmesse? Das Buch – es lebt!

*

Doch die Auseinandersetzung über die Zukunft der gedruckten und der elektronischen Texte ist in vollem Gang, das Ergebnis ist offen! Aber die Freunde des gedruckten Buches sind voller Zuversicht. Keiner von uns weiß, wie der Buchmarkt in fünf, in zehn oder in zwanzig Jahren aussehen wird. Doch eines glauben wir zu wissen: Nur wenn wir das Recht am geistigen Eigentum verteidigen, wird es noch das gedruckte Buch geben. Eine Gesellschaft, die das geistige Eigentum geringer schätzt und schützt als das materielle, ist eine arme Gesellschaft. Dieser Gedanke gehört auch zu den grundlegenden Erwartungen für ein geeintes Europa und in einem geeinten Europa.

Der heutige Preisträger, Claudio Magris, ist einer der Menschen, dem man das nicht zu sagen braucht. Sein Denken und Schreiben kreist um

eine in der Geschichte der Literatur geborgene europäische Idee, der er, Magris, den Charakter einer Vorstellung von der Zukunft gibt: Die Idee eines Europa, das kulturelle Differenzen und Alternativen kennt und anerkennt und das die Möglichkeiten von Integration nicht nur kennt, sondern sie verwirklicht.

Magris denkt sich den Frieden eines geeinten Europa als Zustand beständigen Austauschs, als immerwährenden Prozess sich verändernder Positionen, der schließlich zu einem Leben führt, das wir Europäer in wechselseitiger Anerkennung gemeinsam gestalten.

Für diese ermunternde, ermutigende Vorstellung haben wir alle Ihnen, sehr verehrter Claudio Magris, zu danken. Mögen Sie Recht behalten!

*

Ich gratuliere Ihnen im Namen der Stadt Frankfurt von ganzem Herzen zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2009.

Karl Schlögel

Auf dem Meridian von Triest

Laudatio

Ich könnte meine Lobrede auf Claudio Magris beginnen, indem ich ihn als »Meister des Blau« vorstelle. Von den unendlich vielen, ihm zur Verfügung stehenden Abstufungen und Tönungen der Farbe Blau sprechen, bei jemandem, der das Adriatische Meer täglich vor Augen hat und für den die Odyssee das »Buch der Bücher« und der »Roman der Romane« ist, wäre das nichts so Ungewöhnliches. Da gibt es unendlich viele Schattierungen: »eintönig metallisches Grau«, »durchscheinend lichtvolles Blau«, »türkisfarbenen Grund mit kobaltblauen Flecken«, »die unsagbare Tiefe des Indigos«, Wasser ist jadegrün und smaragdgrün, violett mit gesprenkeltem Kies, von tiefblauer Ferne und mit »dem Lächeln der Schaumkronen«. Eine Farbenlehre der Ozeane, eine Metaphysik des Maritimen, für Magris die Welt der Freiheit, in der die Menschen daran erinnert werden, dass sie vielleicht einmal Götter waren.

Es wäre reizvoll, der Versuchung nachzugeben, den Meister der literarischen Interpretation zu preisen, jemanden, der die Literatur nicht benutzt, um die allerneuesten Theorien und Methoden an ihr auszuprobieren, sondern jemand, für den sie ein Stück Welt ist, der sie achtet und liebt, weil er, der aus der besten Schule der italienischen Germanistik kommend, selber ein großer Schriftsteller ist.

Und es soll auch nicht verhehlt werden, wie verführerisch es wäre, hier eines seiner Bilder vorzulegen, vorzulesen, in dem ein Augenblick, ein Moment des Lebens für alle Ewigkeit fixiert ist wie jenes im Bernstein eingeschlossene Insekt. Man sieht gleichsam, wie der Schriftsteller innehält, sein Auge einstellt, sich heranzoomt und auf den Auslöser drückt. Dann entdeckt das Auge, dies nur als Beispiel, an einem Sumpf, der nur ein »undifferenzierter Fleck« ist, »nach und nach unzählige Realitäten und holt sie in den Vordergrund, das reglose Maul eines Frosches an der Wasseroberfläche, die Schnörkel einer dahingleitenden Natter, ohne dass zu erkennen ist, ob sie an der schlammigen Oberfläche schwimmt oder kriecht«.

Aber hier geht es nicht zuerst um die tausend Abstufungen der Farbe Blau, nicht um die Liebe eines Literaturwissenschaftlers zur Literatur und das genaue Auge eines Schriftstellers, sondern um *den* Claudio Magris, der uns Europa gezeigt hat, den Entdecker des anderen Europa, des mittleren und östlichen, dessen, was man – in Deutschland jedenfalls – sich lange nicht getraut hat, Mitteleuropa zu nennen.

*

Es gab Punkte auf der Landkarte des geteilten Europa, an denen das Bewusstsein von seiner Teilung immer lebendiger als anderswo geblieben und die andere Seite nie außer Sichtweite geraten war. Orte des Phantomschmerzes. Wenn wir vom Eisernen Vorhang sprechen – es war Winston Churchill, der 1946 in seiner Rede in Fulton das ebenso grausame wie poetische Bild geprägt hatte –, dann sprechen wir auch von dem Meridian, der durch Triest geht, und von Claudio Magris, für den diese Stadt, wie er bemerkte, »der ideale Beobachtungsposten Richtung Europa« wurde.

Magris ist in Triest in einer seit Generationen in der Region ansässigen Familie 1939 geboren. Er blieb der Stadt ein Leben lang treu, nicht aus engem Lokalpatriotismus, sondern weil die Stadt so etwas wie der Spiegel Europas, ja des Zustandes der Welt war. Dort hat er schon als Kind den Klang der deutschen Sprache vernommen. In Triest war gegen Ende des Krieges aber auch Odilo Globocnik stationiert, der zuvor im Generalgouvernement die »Aktion Reinhard« zur Vernichtung der Juden geleitet hatte. Magris hat die kurzfristige Besetzung der Stadt durch die Tito-Partisanen und die Ankunft der aus Istrien und Dalmatien geflohenen und vertriebenen italienischen Bevölkerung erlebt, darunter auch die der Familie seiner späteren Frau und Muse Marisa, die aus Fiume / Rijeka stammte. Dort wuchs er auf in einer Stadt, die in vielem an die paradoxe Lage Berlins nach dem Krieg erinnerte: ein auf Dauer gestelltes Provisorium zwischen den Welten. Die Stadt, einmal die

viertgrößte der Donaumonarchie, der zentrale Hafen Mitteleuropas an der Adria, war mit der Teilung der Welt ins Abseits, an die Peripherie geraten. Und dennoch wuchs Magris in einer Stadt auf, in der die Spuren des kosmopolitischen und liberalen Geistes des einstigen Emporiiums der Donaumonarchie an der Küste des Mittelmeers noch vorhanden waren, in der Rainer Maria Rilke und James Joyce gelebt und gearbeitet hatten, die durch Umberto Saba und Italo Svevo zu einer »Hauptstadt der Weltliteratur« geworden war, und in der Schriftsteller und Intellektuelle wie Boris Pahor, Biagio Marin, Roberto Bazlen und Giani Stuparich Verbindung hielten zu einer vergangenen, in die Brüche gegangenen Kultur. (»Triest« 1987: 84). Claudio Magris kannte die Stadt und vor allem das Hinterland, das von Scipio Slataper so wunderbar geschilderte, hinter der Stadt aufsteigende Karstgebirge, das nun zu »Stalins Reich« und dann zum titoistischen Jugoslawien gehörte – bis die Grenze fiel, erst 1989, dann 2004, als Slowenien der Europäischen Union beitrug. Von lebensgeschichtlich-existenzieller Bedeutung war seine Studienzeit in Turin, auch in Freiburg im Breisgau. Turin war mehr als nur ein Studienort für den jungen Germanisten. Es war, wie Antonio Gramsci sagte, die »moderne Stadt der Halbinsel«, die Stadt der Geometrie, die Stadt der Mole Antoniella, jenes phantastischen Towers, des höchsten Bauwerks in Europa um 1900. Magris schrieb dort Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre, in gewählter Distanz zu Triest, seine Dissertation. Aber er ging nach Triest zurück, als ordentlicher Professor, der nun – wie die Legende besagt – regelmäßig an seinem Tischchen im Café San Marco anzutreffen und zu sprechen ist, wenn er nicht gerade unterwegs ist, um Ehrungen und Auszeichnungen in der ganzen Welt entgegenzunehmen – darunter auch die bedeutendsten, wie heute den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Magris hat sich freilich über das »Räderwerk unablässiger Repräsentationshandlungen« so ironisch geäußert, dass ich mich nicht einmal traue, ihm nachträglich zu seinem 70. Geburtstag in diesem Jahr zu gratulieren.

*

Es ist nicht schwer, zu verstehen, was Magris an Triest schätzte, ja ihn anzog. Es war gewiss nicht allein die Schönheit dieser Stadt, die zwischen Karst und Golf hingestreckt, mehr

als 500 Jahre zum Reich der Habsburger gehört, deren Aufstieg aber erst als *porto franco* im 18. Jahrhundert begonnen hatte. Eine Schönheit, die man ihr auch anmerkte: von der Anlage der Piazza dell Unità d'Italia mit dem Gebäude des Lloyd Triestino – natürlich gebaut von einem der Chef-Architekten der Donaumonarchie Heinrich von Ferstel – über die Kaffeehäuser, den Hafen, über den die Donaumonarchie mit Alexandria, Konstantinopel und der Levante, und seit der Öffnung des Suezkanals auch mit der ganzen weiten Welt verbunden war. Dazu gehörte eine im Alltag wie selbstverständlich praktizierte Vielsprachigkeit und eine, wie man heute sagen würde, Multikulturalität, wie sie eben zustande kommt, wo Italiener und Slawen, Deutsche, Österreicher, Ungarn, Armenier, Levantiner, Griechen zusammenlebten, und wo es eine blühende jüdische Gemeinde gab, die sich von Ruggero und Arduino Berlam eine der bedeutendsten und schönsten Synagogen Europas errichten ließ.

Triest war für Magris Mitteleuropa im Kleinen, Europa *en miniature*. Aus einem solchen Orte konnte man Kraft schöpfen. Aus ihrer Geschichte als eine »aus dem Bruch mit der Vergangenheit geborene Stadt« rührte auch ihre innere Zerrissenheit, ihre »doppelte Seele«, ihre Empfindlichkeit. Der Tonus dieser Stadt war davon bestimmt auch dann noch, als sich die Lage längst verändert, die Grenzen verschoben hatten, zum ersten Mal 1918, dann noch einmal 1945. »Die Stadt wird zu einem peripheren Punkt an der äußersten Ostgrenze Italiens, zu einer italienischen Provinzstadt: Es kommt zu jenem psychologischen und zugleich realen Bruch zwischen dem Anspruch auf Größe, der sich aus der unwiederbringlich entschwundenen Vergangenheit ableitet, und einer immer prosaischeren und beschränkteren Gegenwart.« Aber was für Triest gesagt ist, gilt für alle Zentren und Zonen, die von der Zerstörung der Mitte Europas in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Aber in dieser Lage liegt auch ein Erkenntnisprivileg. Triest ist empfindlich wie ein Seismograph. Hier schlägt die Nadel lange vor den Beben aus, mit denen alles anders wird. Triest ist ein Ort der Ernüchterung, der Desillusionierung. An Triest reizte, das kann man in Magris Bekenntnissen, aber auch in dem zusammen mit Angelo Ara verfassten wunderbaren Buch nachlesen, die Lage an der Grenze. Die

Grenze wird zum Experimentierplatz, zum Ort für Denkübungen, die anderswo noch nicht anstehen. »Wenn Triest eine Grenze ist, so wird diese in einigen literarischen Werken zur Grundbefindlichkeit des Lebens und Fühlens, zu einer psychologischen und poetischen Struktur. Die Grenze ist eine Linie, die zugleich trennt und verbindet, eine scharfe Schnittwunde, die nur langsam vernarbt, ein Niemandsland, eine Übergangszone, deren Bewohner oft nicht das Gefühl haben, einem bestimmten Vaterland anzugehören, zumindest nicht mit jener Selbstverständlichkeit, mit der man sich normalerweise mit dem eigenen Vaterland identifiziert.« Das dürfte den Deutschen, besonders wenn sie im Schatten der Mauer aufgewachsen sind, nicht unvertraut sein. Die Grenze ist beunruhigend, sie schmerzt, sie erzeugt ein Gefühl der Ungewissheit und Verunsicherung, aber sie stimuliert auch.

*

Claudio Magris verließ Triest für Turin, um eine Weile auf Distanz zu gehen, weil die Stadt, wie er befürchtete, zu einer »Abstellkammer der Zeit« zu werden drohte und sich in »unkritischer Mystifizierung der untergegangenen Welt« erging, »die einer Flucht vor den Problemen der Gegenwart gleichkommt« (»Triest« 1987: 240). Aus diesem Protest ist sein großes Buch entstanden, das dann – seinen eigenen Worten zufolge – »so etwas wie der Lebensroman seines Autors geworden« ist, »die Karte seiner geistigen und intellektuellen Geographie, der Plan für die Pfade, denen er noch immer folgt und die sich in immer neuen Richtungen verzweigen«. Seine mit 24 Jahren geschriebene Dissertation »Der Habsburg-Mythos in der modernen österreichischen Literatur« war eine Sensation, nicht nur in germanistischen Kreisen, und half wohl, den Weg zu bereiten für das Comeback Wiens als eines alt-neuen Zentrums des mittleren Europa. Verfasst gegen das selbstgenügsame Sicheinspinnen in den Kokon der Habsburg-Nostalgie, gegen die Kultivierung der Austriazität und der Triestinità, ist seine Dissertation eigentlich ein Buch des Protestes, ein vorweggenommenes 68er Buch, freilich glänzend und gelehrt und von der Meisterschaft auch seiner großen Lehrer zeugend. Eine literaturgeschichtliche Abhandlung über die ganz Großen der österreichischen Literatur: Nestroy, Grillparzer, Stifter, Schnitzler, Hofmannsthal, Joseph Roth, Musil, Heimito von Doderer, aber auch über die

Kleineren. In Wahrheit handelte es sich um eine kritische, später hätte man gesagt: ideologiekritische Revision. »Ich versuchte einen Mythos dingfest zu machen, mit anderen Worten, die Art und Weise, wie eine Kultur sich bemüht, die Vielheit der Wirklichkeit auf eine Einheit zurückzuführen, das Chaos der Welt auf eine Ordnung, die fragmentarische Zufälligkeit der Existenz auf die Essenz, die historisch-politischen Gegensätze auf eine Harmonie, die sie versöhnen, wenn schon nicht aufheben kann.« (»Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur« 1966: 11) Der Habsburg-Mythos wird in dieser Lesart interpretierbar als der Versuch, wenigstens in Kunst und Literatur zusammenzubringen, zu versöhnen, was in der Wirklichkeit politisch und administrativ nicht mehr gelingen konnte: die Integration des auseinanderstrebenden und auseinanderbrechenden Vielvölkerstaates, dessen Ende auch *post festum* nicht ohne Verklärung beschrieben oder literarisch bewältigt werden kann. Magris, den habsburgischen Mythos dekonstruierend, wie man heute sagen würde, hat ihn damit aber nur neu zum Leuchten gebracht, in den originalen Farben, frisch, von der Patina befreit, entstanden »aus einer tiefen inneren Anteilnahme« und gegen sentimentale Apologie und Verfälschung. »Die Entzauberung ist notwendig, um das Feuer der echten Verzauberung anzufachen, die nicht leeres, künstliches Gerede bleibt. Ein Mythos beginnt erst dann zu funkeln, wenn man ihm seinen Pappzauber nimmt. Nur durch Kritik am habsburgischen Mythos kann man seine Faszination ins rechte Licht rücken und ihr zugleich widerstehen.« (»Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur« 1966: 11-12) Das ist fast eine programmatische Selbstcharakterisierung: Aufklärungsarbeit, die mit Leidenschaft gepaart ist, und eine Leidenschaft, die ohne Disziplin nicht auskommt.

Die kraftvollste Fortsetzung findet Magris' Arbeit am Habsburg-Komplex 1986 in »Danubio«, im »Donau«-Buch. Hier wird der Interpret der Literatur zum Interpreten von Landschaften, hier verlässt er für eine Weile seine Bibliothek und den für ihn immer reservierten Tisch im Café San Marco und geht auf eine lange Reise, die für ihn eine andere Bewegungs- und Erkenntnisform zur Erkundung der Welt, eine Fortsetzung des Schreibens mit anderen Mitteln ist. Jede Reise ist nicht nur eine Reise durch den Raum, sondern eine Reise durch die Zeit. Der

Reisende – Schreibende »steigt wie ein Archäologe in die verschiedenen Schichten der Realität hinab, um auch alle die Zeichen zu sehen, die unter anderen Zeichen verborgen sind; um so viel Leben und Geschichten wie nur möglich zusammenzutragen und sie vor dem Fluss der Zeit zu retten« (»Ein Nilpferd in Lund« 2009: 23-24). Und noch ein anderes, wunderbares Zitat des Meisters: »Die Orte sind Knäuel der Zeit, die sich um sich selbst gewickelt hat. Schreiben heißt, diese Fäden abzuwickeln, wie Penelope das Gewebe der Geschichte aufzutrennen.« (»Die Welt en gros und en détail« 1999: 260)

Magris machte sich auf den Weg, nun nicht als Kritiker des Mythos, sondern als Explorator der Donauwelt, die er schon so gut kannte; er wickelt den Faden der Zeit auf – entlang der Donau, und zwar der ganzen Donau, von den unklaren Ursprüngen im Schwarzwald bis hin zur Mündung des Ister im *Pontos Euxinos*. Das war für ihn, den ehemaligen Bewohner der unter britisch-amerikanischer Militärverwaltung stehenden »Zone A« des Freien Territoriums Triest, den Westler also, nicht selbstverständlich. »Da drüben begann das andere Europa – dieses Adjektiv »andere« bezog sich natürlich in erster Linie auf die Zugehörigkeit zu Stalins Universum, machte aber auch eine gewisse Ignoranz auf westlicher Seite deutlich. Auch ich glaubte als Bub, dass Prag weiter östlich liege als Wien, und war einigermaßen überrascht, als mir der Schulatlas das Gegenteil bewies. [...] Was im Osten liegt, erscheint oft düster, beunruhigend, ungeordnet, nicht sehr würdevoll. Es gibt eine Tendenz, den Osten mit dem Negativen gleichzusetzen.« (»Utopie und Entzauberung« 2002: 63) So entsteht, was eben entsteht, wenn ein mit dem gesamten, auch entlegensten Wissen und den merkwürdigsten Quellen ausgestatteter Professor, der darüber hinaus aber auch Augen und Sinne für die Welt, für die Gegenwart, für das Leben hat, sich in Bewegung setzt und schreibt: dem Strom wie einem roten Faden folgend, aber doch in alle Richtungen hin und hergehend, sich manchmal auch verirrend und auf Abwege geratend, dafür aber immer mit neuen Erkenntnissen belohnt, mäandernd, aber immer wieder von der kräftigen Strömung der Donau mitgerissen und fortgetragen. So kommt eine Enzyklopädie des europäischen Stroms, das Panorama des von ihm durchströmten Kontinents zustande – man denkt unwillkürlich an Fernand Braudels »Mittelmeer« und Lucien Febvres Rheinbuch: mit einem

Besuch in Meßkirch und in Canettis Geburtshaus in Ruse / Rustschuk, auf der Walhalla und im »serbischen Athen« Novi Sad, bei Anton Bruckner und Adalbert Stifter, in Mauthausen und im Marx-Hof in Wien, in Lukács' Wohnung am Belgrad Rakpart 2 und bei Großmutter Anka. So entsteht ein Raum der *longue durée*, ein Raum, in dem vieles zusammenkommt und -stößt, ohne dass es dafür eines Konzepts oder Projekts namens »Mitteleuropa« bedürfte, gegen dessen Ideologisierung und Banalisierung – »Mitteleuropa als Allroundmetapher« – sich Magris immer gewehrt hat. Das Donaubuch ist die Erkundung eines Raumes von höchster Dichte und Kohäsion, von Zusammenhalt und zugleich katastrophischen Brüchen. Der Donauroaum wiederum als Mikrokosmos des größeren Europa.

Die mitteleuropäische, die europäische Erfahrung speist und erfüllt Magris' gesamtes Schaffen, selbst da noch, wo der Handlungsraum und Schauplatz sich ins Überseeisch-Globale weitet – wie im Roman »Blindlings« oder in »Ein anderes Meer«, in denen Schicksale im »Zeitalter der Extreme« erzählt werden. Seine Romane sind bevölkert von Opfern und Tätern, manchmal auch Opfern und Tätern in einer Person, wie sie nur der geschichtliche Schauplatz des mittleren Europa hervorgebracht hat. Hier spielen die Tragödien der Kosaken, die zuerst Flüchtlinge und Kollaborateure sind und dann Opfer eines zynischen Deals wurden, hier wird den Arbeitern von Monfalcone, die in Jugoslawien den Kommunismus bauen wollen, aber im Gulag von Goli Otok zugrunde gehen, ein Denkmal gesetzt. Wie ein *cantus firmus* zieht sich vom Mythos-Buch bis zu den Studien in den »Microcosmi« die Überzeugung, dass Magris sich auf ein neues, Totalität versprechendes Projekt nicht mehr einlassen kann. Diese Überzeugung hat ihn hellhörig gemacht für neue Artikulationen jenes Anspruchs, das Ganze repräsentieren und notfalls mit Gewalt auch durchsetzen zu wollen. Wo immer er sich zu aktuellen Vorgängen zu Wort gemeldet hat – vorzugsweise im »Corriere della Sera« – überall hört man die Sorge darum heraus, dass Enttäuschung in Hass und Verbitterung, Wiedergewinnung des Eigenen in ethnisch oder sonstwie begründeten Partikularismus umschlagen könnten. Die Sorge vor einem Verfall der politischen Kultur erstreckt sich auch auf sein eigenes Land, wie man an seiner Tätigkeit als Senator in den 1990er Jahren, aber auch an seinem

Engagement in der Initiative »Libertà e Giustizia« ablesen kann.

*

Claudio Magris sagt an einer Stelle: »Vielleicht besteht die einzige Möglichkeit, die tödliche Macht der Grenzen zu neutralisieren, darin, sich immer auch auf der anderen Seite zu fühlen, auch für sie Partei zu ergreifen.« Das ist gewiss die bessere Seite der mitteleuropäischen Tradition: die andere Seite immer mitdenken. In Triest, diesem Dritten Ort, war früher und schärfer zu erkennen, dass die Spaltung Europas nicht von Dauer sein konnte. Die Erfahrungen und Tugenden, die an einem Ort der Grenze und der Vermittlung generiert und von Claudio Magris so überzeugend formuliert worden sind, wird Europa jetzt, da es noch reicher, komplizierter, unübersichtlicher geworden ist, brauchen. Jetzt, da Europa neu zusammengesetzt wird, kommt es auf jene Tugenden der *civiltà mitteleuropea* besonders an: die Paradoxe aushalten, die andere Seite mitdenken. Wenn sie sich verbinden mit dem Zauber des Golfs, den strengen Linien der Stadt Triest, der dunklen Schönheit Istriens und der Eleganz des weißen Schlosses von Miramare – umso besser. Europa kann nach dem 20. Jahrhundert eine Portion Schönheit und Zuversicht gebrauchen. Für dieses Geschenk danken wir Claudio Magris, und dafür ehren wir ihn.

Claudio Magris

Dankesrede

In den großen Lagerhallen, Magazinen und Höfen einer alten verlassenen Triester Kaserne befinden sich merkwürdige Dinge nebeneinander aufgereiht oder unordentlich verstreut wie Gerippe von Meeresungeheuern, die ein Seebeben an Land gespült hat: ausrangierte Panzer, aufgeschlitzte Unterseeboote, Panzerabwehrkanonen, Panzerspähwagen, Flugzeuge mit kaputten Flügeln. In anderen Räumen sind kleinere Kriegsrelikte ausgestellt: zerbeulte Blechnäpfe, abgerissene Feldtelefonhörer, Patronenhülsen, Stahlhelme und tonnenweise Kriegsplakate. Ursprünglich war dies das Reich eines exzentrischen Sonderlings namens Diego de Henriquez, der seine ganze Existenz – unter Aufopferung seiner selbst und seiner Familie – dem Sammeln von wahnwitzigen Mengen an Kriegsmaterial geweiht hatte, dem Traum, wie er schrieb, »ein historisches Kriegsmuseum für den Frieden« zu gründen, ein »Zentrum für die Deutung und Wandlung von Vergangenheit und Zukunft«. Diese universale Ausstellung des Krieges sollte ein Schreckensszenario größten Ausmaßes erzeugen, um den Krieg ein für allemal aus den Herzen der Menschen zu verbannen und damit immerwährenden Frieden zu schaffen.

Der polyglotte Professor, dessen Schulden so astronomisch hoch waren wie die einer großen Militärmacht, starb 1974 bei einem mysteriösen, vielleicht vorsätzlich gelegten Brand, der das Museum verwüstete und bei dem er selbst ums Leben kam – in einem zum Bett umfunktionierten Sarg, in dem er, zwischen seinen Sturmgeschützen und gepanzerten Wagen, zu schlafen pflegte. Es kam zwar zu einem Prozess, der jedoch zu nichts führte, weil de Henriquez anscheinend auch Wandkritzeleien und Inschriften gesammelt und abgeschrieben hatte, die aus den schmutzigen alten öffentlichen Latrinen bei der »Risiera« in Triest stammten, dem einzigen von den Nationalsozialisten in Italien errichteten Vernichtungslager. In diesen Inschriften sollen einige Personen der damaligen oberen Triester Gesellschaft von den Opfern bezichtigt worden sein, kollaboriert und Juden denunziert zu haben, die später vergast wurden.

Wie die Dinge auch gewesen sein mögen, diese Latrinenwände sind inzwischen längst frisch gekalkt. Nach einem Krieg kommt der Frieden, der auch die weiße Farbe des Grabes hat und die Farbe der vielen Herzen, die zu übertünchten Gräbern wurden.

Ich weiß nicht, ob sich hinter de Henriquez' fieberhaftem Sammeln von Kriegsmaterial nicht doch, trotz seiner bestimmt aufrichtigen pazifistischen Absicht, eine obsessive Faszination für den Krieg verbarg. Um das herauszufinden, braucht man die Literatur, die – nach Manzoni's Worten – nicht, wie die Geschichtsschreibung, die Fakten ermittelt, sondern sich vorzustellen versucht, wie die Menschen diese erlebt haben. Das ist der Grund, warum ich seit langem mit dem Schatten dieses Mannes lebe, den die Flammen seines Scheiterhaufens auch in mein Gehirn projiziert haben – und auf das Papier, auf das ich zu schreiben versuche.

Dieser Schatten interessiert mich vielleicht deshalb, weil er nicht zuletzt eine groteske Parabel von einem der vielen Blendwerke ist, die noch vor der Realität den Frieden in unseren Köpfen gefährden. Eine dieser Gefährdungen besteht darin, von der Universalität des Krieges besessen zu sein und ihn für unvermeidlich zu halten, für untrennbar mit dem Leben verbunden, wie in dem Renoir-Film *La Grande Illusion*. Nie werde ich die Rede eines alten Politikers aus Nordvietnam vergessen, die ich vor vielen Jahren, während des Kriegs in seinem Land, zufällig im französischen Fernsehen gesehen habe. Für die Menschen seines Alters, sagte er in sanft-melancholischem Ton, sei das Leben fast identisch geworden mit dem Krieg, der seit so vielen Jahrzehnten in seinem Heimatland wüte und auch in diesem Moment noch in Gang sei. Und die heimtückischste Gefahr für uns ist, fügte er hinzu, dass wir uns daran gewöhnen, den Krieg als etwas so Notwendiges wie leben und atmen anzusehen, und nicht mehr fähig sind, uns ein Dasein ohne Krieg vorzustellen.

Alles schwört sich, um uns die Notwendigkeit des Krieges glauben zu machen, in die wir uns resigniert zu fügen haben. Nicht

von ungefähr beginnt die abendländische Literatur mit einer großen Kriegsdichtung, der »Ilias«, und heilige Bücher, die die Welt begründen, wie das »Mahabharata« und zum Teil auch das »Alte Testament« sind ebenfalls Kriegsbücher. Doch der Sinn des Lebens besteht darin, den götzendienerischen Verführungen dessen zu widerstehen, was sich als schicksalhaft darstellt, sowie in einem *sperare contra spem*. »Was darf ich hoffen?« fragt sich Kant angesichts des radikalen Bösen, das sich siegreich zeigt, und er antwortet, dass gerade der Anblick der Verheerung fordere, dass diese nicht die einzige Wirklichkeit sei, und rechtfertigt die Hoffnung aller Verzweiflung zum Trotz. Die Hoffnung ist die größte Tugend, beteuert Charles Péguy, gerade weil es so schwierig, aber genau deswegen auch notwendig ist, zu sehen, wie die Dinge stehen, und trotzdem zu hoffen, dass sie morgen besser werden.

*

Manchmal flackert sogar im Herzen einer total und endgültig scheinenden Finsternis ein Lichtstrahl Hoffnung auf:

1943 findet Aron Lieukant – der sich, im Unterschied zu anderen, seines Schicksals bewusst ist – die Möglichkeit, aus dem Zug, der ihn nach Auschwitz bringt, einen Brief an seine Kinder, Berthe und Simon, zu schicken, in dem er sie ermahnt, nichts Kaltes zu trinken, wenn sie verschwitzt sind. Gemessen an ihm und anderen wie ihm, an dieser Stärke und dieser unzerstörbaren Menschlichkeit, erscheint das Dritte Reich, das sich als tausendjährig ausgab, nur noch als »banale Meduse«, wie Joseph Roth schrieb, und dem Untergang geweiht. Nicht tausend, zwölf Jahre hat es gehalten, weniger lang als mein Wasserboiler.

Eine weitere Gefährdung des realen Friedens lauert in der biedereren Überzeugung, dass der Fortschritt bereits verwirklicht wurde, dass die Zivilisation die Barbarei besiegt habe und dass der Krieg, zumindest in unserer Welt, ausgerottet sei – so wie das Gelbfieber oder die Pocken durch die Impfung. Von Krieg wird nicht gesprochen, selbst wenn es ihn gibt; er wird nicht erklärt, selbst wenn man Bomben wirft.

Als die Nato – und damit auch Italien – Belgrad und Serbien bombardierte, brachten die italienischen Zeitungen, die den Abzug des italienischen Botschafters aus Belgrad meldeten,

gleichzeitig die Sorge zum Ausdruck, dass eine solche Maßnahme die guten Beziehungen mit Serbien beeinträchtigen könnte. Diese Angst, der Realität ins Gesicht zu sehen – in diesem Fall dem Krieg –, verhilft dem Grauen, das man nicht sehen will, sich auszubreiten, so wie ein Krebsgeschwür, das der Kranke nicht wahrhaben will. Wir wollen uns betrügen, in furchtbarer Gutgläubigkeit. Es gibt eine schreckliche Anekdote über Nelson, ich weiß nicht, ob sie wahr oder erfunden ist: Befragt, warum er, nachdem sich die Dänen bereits ergeben und die weiße Fahne gehisst hatten, ihre Flotte und Kopenhagen noch zwei Stunden lang weiter bombardiert habe, antwortete er: »I'm damned if I have seen it!« Denn er hatte sich das Fernrohr an sein verbundenes Auge gesetzt.

*

Der Dritte Weltkrieg hat stattgefunden, auch wenn die meisten Europäer das Glück hatten, nicht den Blutzoll zahlen zu müssen. Ungefähr zwanzig Millionen Tote nach 1945 – die, im Unterschied zu denen des Zweiten Weltkriegs, so gut wie unbekannt geblieben und einem brutalen Vergessen anheim gegeben sind. Wir wiegen uns in der Illusion, ohne Krieg zu leben, weil der Rhein keine von Hunderttausenden von Soldaten umkämpfte Grenze mehr ist, oder weil auf dem Karst hinter Triest nicht mehr diese Grenze verläuft, die der unüberwindbare Eiserne Vorhang war und ein Pulverfass zugleich.

Diese Grenze meiner Kindheit und Jugend trennte nicht nur zwei politische Welten, sondern war auch eine Mauer, um den Osten auszuschließen, den immer verachteten und gefürchteten Osten, oder, wie man sagte, »das andere Europa«. Jedes Land hat seinen Osten, den es abzuwehren gilt. Heute ist diese Grenze nicht aufgehoben, sondern nur verschoben, um einen anderen, noch östlicheren Osten auszuschließen. Eine Grenze, die nicht als Durchgang, sondern als Mauer, als Bollwerk gegen die Barbaren, erlebt wird, bildet ein latentes Kriegspotential.

Heute sind es andere Grenzen, die den Frieden bedrohen, bisweilen unsichtbare Grenzen im Innern unserer Städte, zwischen uns und den Neuankömmlingen aus allen Teilen der Welt, die wir kaum wahrnehmen, denn, wie es im Lied von Mackie Messer heißt, »die im Dunkeln sieht man nicht«. Nicht nur an den italienischen Küsten landen Flüchtlinge, die man für räuberische Piraten hält. Die Reaktionen auf eine solche

mit einer Invasion verwechselte Exilsuche sind hysterisch und symptomatisch in ihrer Brutalität. Im Jahr 2000 begab sich ein bekannter italienischer Politiker, der später Minister der Republik wurde, nach Lodi in der Lombardei, an den Ort, wo eine Moschee gebaut werden sollte. An einer Leine zog er ein Schwein hinter sich her, um die muslimischen Immigranten, die diese Moschee errichten wollten, zu beleidigen. Auch das ist ein kleiner kriegerischer Akt.

Als italienischer Patriot hoffe ich, dass mein – im Übrigen bezauberndes – Land nicht noch einmal Vorkämpfer in negativem Sinn sein wird: Den Faschismus in Europa haben schließlich wir erfunden, auch wenn uns danach andere in ihrem Eifer weit übertroffen haben. Der neue Populismus, der heutzutage mehr oder weniger überall in Europa umgeht, schafft, wie ein Historiker schrieb, Demokratien ohne Demokratie. Er ist eine Gefahr für die Demokratie und für den Frieden – jede Bedrohung der Demokratie – und wir befinden uns in einem Tempel, ja in einer Wiege der Demokratie – ist eine Gefahr für den Frieden, ganz gleich in welcher Form sie auftritt – auch wenn er nichts mit dem klassischen Faschismus zu tun hat: ein Terminus, der in diesem Fall so unangebracht ist wie ein alberner Refrain.

Dieser Populismus ist eine schwammige gesamtgesellschaftliche Erscheinung, welche die unverbrüchlichen Grundwerte, jedes Gefühl für Recht und Unrecht, jeden Bezug zwischen dem Wohl des einzelnen und dem Gemeinwohl aufgibt. Ein Gefühl, das zwar nicht ausreicht, aber das zu haben notwendig ist, um wenigstens hoffen zu können, dass man Gerechtigkeit schafft und damit Frieden.

*

Ohne Gerechtigkeit ist kein Frieden möglich. Die wachsende Unduldsamkeit gegenüber dem Gesetz, das die Straftaten verfolgt, und die Beschneidung der Justiz, die sie verfolgt, bringen den düsteren Traum von einem Leben ohne Gesetz oder mit so wenig Gesetz wie möglich zum Ausdruck, also von einem Dschungel, einem Zustand von *bellum omnium contra omnes*, jeder gegen jeden, in dem die Starken auf wenig Widerstand stoßen, wenn es darum geht, die Schwachen zu unterdrücken. Der Philosophieprofessor Toni Negri, dessen pseudorevolutionäre Elaborate allem Anschein nach die Roten Brigaden beeinflusst haben, unter deren idioti-

schen, reaktionären Schüssen viele Vertreter des besseren Italiens gefallen sind – jenes offeneren und einer anderen, freieren Gesellschaft zugewandten Italiens –, hat in einem Fernsehinterview vom 3. Mai 2003, das zwei Tage später im »Corriere della sera« erschienen ist, öffentlich seine Solidarität mit Berlusconi erklärt, da sie beide von der Justiz verfolgt würden.

Doch solche Erörterungen laufen Gefahr, rein moralisch zu werden, als ob die Kriegsbedrohungen allein von der Unwürdigkeit einiger oder auch zahlreicher Personen abhängen. Der Krieg liegt in der Luft als Drohung oder als objektive Realität. Wir sitzen – *wir* freilich noch recht bequem – am Rand eines Vulkans mit dem Gefühl, dass er jeden Augenblick glühende Lavamassen ausspeien könnte und dass die Welt, wie ein jüdisches Sprichwort sagt, zerstört werden könnte zwischen dem Abend und dem Morgen. Die Weltordnung, deren wir uns erfreuen, beruht zu einem großen Teil auf der Unordnung, auf einer »Arglist«, wie Michael Kohlhaas sagen würde. Es ist leicht und auch angebracht, die Unmenschlichkeit derjenigen zu kritisieren, welche die Einwanderer zurückweisen. Aber es könnte der Moment kommen, in dem die Anzahl unserer Mitmenschen auf der Welt, die mit Recht ihren unerträglichen Lebensumständen entfliehen wollen, derart zunimmt, dass sie buchstäblich keinen Platz mehr finden und damit untragbare Konflikte auslösen, in unvorhersehbaren Formen, die ebenfalls ganz anders sind als das, was wir traditionsgemäß Krieg nennen.

Dieser ist dabei, viele Gesichter anzunehmen; er schleicht sich ein und tarnt sich in den verschiedensten Erscheinungsformen. Da sind nicht nur das Blutbad in Biafra, der 11. September in New York oder die Tonnen von Methylisocyanat in Bhopal, die noch mehr Tote gefordert haben. Krieg ist auch der Handel mit Organen von Kindern, die zu diesem Zweck getötet werden, er ist die ununterbrochene Kette von Menschen, die die Mafia ermordet, um ihren Umsatz als multinationaler Großkonzern zu schützen. Heute ist der Krieg »Endless«, wie der Titel des Meisterwerks von Qiao Liang und Wang Xiangsui heißt, ein wahrer Clausewitz des 20. Jahrhunderts.

Angesichts der weltweiten Dimensionen solcher möglichen Katastrophen erscheint die gegenwärtige Schwäche und Zerrissenheit Europas doppelt schmerzlich und schuldhaft. Nur ein

wirklich geeintes Europa, ein echter Staatenbund – natürlich dezentralisiert – könnte fähig sein (und wäre dazu verpflichtet), sich Problemen zu stellen, die über das Nationale hinausgehen. Auf Europa wartet die große und schwierige Aufgabe, sich den neuen Kulturen der neuen Europäer aus der ganzen Welt zu öffnen, die es durch ihre Mannigfaltigkeit bereichern. Es wird darum gehen, uns selbst in Frage zu stellen und offen zu werden für den größtmöglichen Dialog mit anderen Wertsystemen, dabei jedoch Grenzen um ein winziges, aber präzises und nicht mehr verhandelbares Quantum an Werten zu ziehen, an für immer erworbenen und als absolut anzusehenden Werten, die nicht mehr zur Diskussion gestellt werden: wenige, aber eindeutige Werte, wie zum Beispiel die rechtliche Gleichstellung aller Bürger, unabhängig von Geschlecht, Religion oder Volkszugehörigkeit. Doch solange Europa noch eine Parallelaktion ist, wird unsere Realität wie die Musils »in der Luft stehen«.

Viele Utopien von einem Paradies auf Erden sind verflogen, doch nicht verflogen ist die Forderung, dass die Welt nicht nur verwaltet, sondern vor allem auch verändert werden muss. »Ändere die Welt, sie braucht es!« forderte Bertolt Brecht. Ändere sie auch, wenn alles dich drängt zu glauben, dass dies unmöglich sei. In den ersten Novembertagen 1989, als in Ostberlin bereits der große Protest in Gang war, sagte ein junger ostdeutscher Regisseur, der aktiv an diesem Protest beteiligt war, dass man nicht wisse, wie die Dinge ausgehen würden, aber dass die Mauer leider bestimmt noch jahrelang bestehen bleibe. Zwei oder drei Tage später war die Mauer weg, und er gehörte zu denen, die mitgeholfen hatten, sie einzureißen. Doch nicht einmal er hatte es für möglich gehalten, wie auch ich es nicht geglaubt hätte, denn wir sind fast alle blinde Bewahrer, überzeugt davon, dass die Ordnung oder die Unordnung der Dinge, in denen wir leben, unwandelbar seien, das Endstadium der Geschichte. Wir glauben zwar nicht an die Ewigkeit, aber wir glauben, dass die Gegenwart ewig sei.

*

Meine Damen und Herren, es würde mir schwerfallen, guten Gewissens diesen Preis anzunehmen, sowie die großmütigen Worte für seine Begründung und die ebenso großmütigen des Freundes Karl Schlögel, vor allem mit dem Gedanken an die Bedeutung vieler anderer, die

ihn erhalten haben, wenn ich nicht wüsste, dass jeder Preis nicht nur uns selber gilt, sondern auch vielen anderen Menschen, mit denen wir ihn eigentlich teilen müssten, Menschen, ohne die wir nicht die wären, die wir sind – so wie jetzt meine Worte auch Ragni Maria Gschwend gehören, die sie übersetzt hat –, Menschen, ohne die es unsere Bücher nicht gäbe. Menschen, die das Leben mit uns geteilt oder es auch nur für einen Augenblick gekreuzt haben, aber uns etwas Wesentliches haben sehen und verstehen lassen. Gregor der Große pflegte zu sagen, dass er ohne seine Brüder bestimmte grundlegende Dinge des Lebens nicht verstanden hätte, und das gilt auch für jeden, der nicht Papst ist. Sicher, wer nicht Papst ist, weiß genau, dass man diese grundlegenden Dinge nicht nur den Brüdern, sondern, oder vor allem, auch den Schwestern verdankt. Ich bin glücklich, einen solchen Preis in Deutschland zu bekommen, weil Deutschland für mich kein Ausland ist, sondern ein bisschen eine zweite Heimat, wo ich mich zuhause fühle – und zuhause wird man sonst strenger behandelt als dort, wo man fremd ist und wo man leichter den Hochstapler spielen kann. Ich möchte nur nicht, dass die Jury, die so großzügig auch meine Studien über das habsburgische Mitteleuropa erwähnt hat, ein grundlegendes Prinzip jener Kultur verletzt, in der, wie Musil sagte, es oft vorkam, dass zwar ein Genie für einen Lümmel gehalten wurde, aber niemals ein Lümmel für ein Genie.

Daher werde ich mich auch nach diesem großen Tag weiterhin, wenn ich morgens beim Rasieren in den Spiegel schaue, an die Geschichte erinnern, die mir mein Freund Nathan Wiesenfeld, der ehemalige Präsident der jüdischen Gemeinde in Triest, erzählt hat: Er kam mit seiner ostjüdischen Familie in den Anfängen des Faschismus nach Triest, als Mussolini zwar hart gegen seine politischen Feinde und vor allem gegen die Slawen vorging, aber noch nicht ausgesprochen antisemitisch war. So war sein Vater stolz auf die schwarze Uniform der faschistischen Jugendorganisation des kleinen Sohnes und zwang ihn, sie so oft wie möglich anzuziehen, um mit ihm – er immer im Kaftan – durch Triest zu spazieren. Begegneten sie dann irgendeiner faschistischen Größe, ermahnte er sein Kind auf Jiddisch: »Heib' die Hand, meschugge!«

Und so, wenn ich beim Rasieren in den Spiegel schaue und an die vielen Böcke, die ich geschossen habe, denke, auch wenn sie weit weniger tragisch waren, begrüße ich mein Spiegelbild mit den Worten: »Heib' die Hand, meschugge!«

Ich danke Ihnen – vi ringrazio e vi abbraccio tutti.

Aus dem Italienischen Übersetzt von Ragni Maria Gschwend